



Universität Potsdam

Elisabeth Flitner

Wirkungen von Geschlecht und sozialer Herkunft auf Schullaufbahn und Berufswahl : neue französische Untersuchungen

first published in:
Zeitschrift für Pädagogik 1 (1992), 1, S. 47-63, ISSN 0044-3247

Postprint published at the Institutional Repository of the Potsdam University:
In: Postprints der Universität Potsdam
Humanwissenschaftliche Reihe ; 207
<http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2010/4727/>
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-47270>

Postprints der Universität Potsdam
Humanwissenschaftliche Reihe ; 207

ELISABETH FLITNER

Wirkungen von Geschlecht und sozialer Herkunft auf Schullaufbahn und Berufswahl

Neue französische Untersuchungen

Zusammenfassung

Die französische Bildungssoziologie interessiert sich vor allem für die Reproduktion sozialer Schichtung; weil dazu zahlreiche und detaillierte Untersuchungen vorliegen, kann die Erforschung von Geschlechtsunterschieden das relative Gewicht von Schicht und Geschlecht bei der Entstehung von Schulnoten, Schullaufbahnen, Schulabschlüssen und Berufsentscheidungen gut vergleichen. In der Herstellung solcher Querverbindungen zwischen zwei Dimensionen sozialer Ungleichheit, die häufig getrennt untersucht werden, liegt eine der Stärken eines neuen französischen Buches über „Mädchen und Schule“, das die folgende Übersicht in den Mittelpunkt stellt.

1. Einleitung

An den Wiederholungsquoten des ersten Schuljahres gemessen sind Mädchen im französischen Schulsystem von Anfang an erfolgreicher als Jungen. Und das scheint auch bis zum Ende der Schulzeit so zu bleiben, wenn man sich an den Abiturientenquoten orientiert. 1989 legten gut 40% der 18jährigen ein *baccalauréat* ab – 45,8% der Mädchen dieses Alters gegenüber 35,5% der Jungen. Im allgemeinbildenden französischen Schulsystem liegen die Mädchen offensichtlich vorne. Gut hundert Jahre hat es gebraucht, um diesen Vorsprung aufzubauen, von 1861, als JULIE-VICTOIRE DAUBIÉ als erste Kandidatin das *baccalauréat* bestand, über 1964, als sich erstmals ebensoviele Mädchen wie Jungen zum Abitur meldeten. Seit den 60er Jahren haben sie die Jungen nun zunehmend überrundet. Allerdings – die Einschränkung wird nicht überraschen – wahren sie ihren „Schulvorteil“ nicht, sobald sie die Schule verlassen. Ihre Berufsausbildungen sind kürzer und weniger rentabel als die Berufsausbildungen von Jungen mit vergleichbaren Schulabschlüssen. Ihre Arbeitslosigkeit liegt bei konstantem Ausbildungsniveau meistens höher. Der Verdienst erwerbstätiger Frauen beträgt, bei gleichem Ausbildungsniveau, Beschäftigungsgrad, Dienstalder und Wirtschaftssektor, immer noch etwa 14% weniger als der der Männer. – Wie entstehen diese Unterschiede? Kann es sein, daß das Los der Mädchen nach erfolgreicher Schulkarriere unvermittelt umschlägt? Ein direkter Widerspruch? Oder zeigt ihr relativ größerer Erfolg im Schulsystem, näher betrachtet, schon die Vorzeichen ihrer schwierigeren Stellung auf dem Arbeitsmarkt?

In ihrem Buch „L'école des filles. Quelle formation pour quels rôles soci-

aux?“ argumentiert MARIE DURU für die zweite Position. „L'école des filles“, „Schule der Mädchen“, ist bisher die einzige Übersichtsdarstellung zum Thema auf dem französischen Markt.

Das ist etwas überraschend, wenn man daran denkt, wieviele Untersuchungen die französische Frauenforschung ansonsten hervorgebracht hat, die auch in Deutschland zu Standardwerken geworden sind – etwa die Bücher von EVELYNE SULLEROT, ELISABETH BADINTER, LUCE IRIGARAY, HÉLÈNE CIXOUS. In Literaturwissenschaft, Psychoanalyse und Geschichte ist die französische Frauenforschung entwickelt, in Erziehungswissenschaft/Bildungsforschung dagegen kaum. Zum Thema „Mädchen und Schule“ gibt es eine interessante psychoanalytisch orientierte Untersuchung zur Frage, wie Schüler/innen und Lehrer/innen die Koedukation erleben (MOSCONI 1989). Im historischen Bereich sind im vergangenen Jahrzehnt mehrere sehr gründliche Studien zur Geschichte der Mädchenbildung erschienen (DELHOMME/GAULT/GONTHIER 1980; MARTIN-FUGIER 1983; MAYEUR 1977; MAYEUR 1979; SONNET 1987; VIALA 1987; vgl. auch PERROT 1984) und jüngst auch eine Übersichtsdarstellung (LELIEVRE/LELIEVRE 1991).

DURUS Buch „L'école des filles“ steht also nicht allein in weiter Flur, ist aber eine Premiere in der französischen Bildungssoziologie¹. Und hat es dann auch gleich in sich. Es enthält eine umfassend angelegte Darstellung dessen, was die französischen Schulstatistiker in den vergangenen beiden Jahrzehnten zur Geschlechtsspezifität der Schulkarrieren ermittelt haben. Es verbindet diese Informationen mit einer thematischen Einführung in die Resultate der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Und es stellt eine dezidierte These zur Diskussion, nämlich, daß ein spezifisch eingeschränkter Gebrauch, den französische Mädchen vom Bildungssystem machen, ihren absehbaren Arbeitsmarktbedingungen und ihren Familienperspektiven genau entspreche und insofern nicht ein rückständig-unaufgeklärt-unvernünftiges, sondern im Gegenteil: ein rationales Verhalten sei.

„L'école des filles“ beschreibt eingangs die unterschiedlichen Schulerfolge und Schulabschlüsse von Mädchen und Jungen (Teil I, S. 21–42). Der zweite Teil untersucht im Detail die Einflüsse von Evaluation, Lehrer-Schüler-Beziehungen, Ausbildungsinhalten, Schulorganisation und Schulangebot auf die Schullaufbahn, analysiert also die „Mechanismen“, über die sich die Unterschiede der Schulabschlüsse im Einzelnen herstellen, und enthält ein Kapitel zur geschlechtsspezifischen Sozialisation allgemein (S. 43–122). Der dritte Teil handelt von der Situation der Mädchen und Frauen auf dem Arbeitsmarkt (S. 123–159) und vom Zusammenhang zwischen Familien- und Berufsarbeit (S. 156–208). Ein Schlußkapitel ist den Aussichten auf Änderung gewidmet.

Das Buch spiegelt deutlich einige Besonderheiten der französischen Forschungstradition und Datenlage. Die imposante französische Schulsoziologie interessiert sich neben ihrem zentralen Thema „Schule und soziale Schichtung“ für die Analyse geschlechtsspezifischer Unterschiede nur ganz am Rande, und für deren „Theoretisierung“ bislang überhaupt nicht². So enthält „L'école des filles“ fast keine Diskussion unterschiedlicher Erklärungsansätze zum Thema – eben, weil es in der französischen Bildungssoziologie keine rechte Diskussion dazu gibt. DURU begnügt sich damit, Elementares hervorzuheben, wie die

soziologische Grundannahme, Geschlechtsunterschiede der Schullaufbahnen als sozial konstruiert und nicht als Ausdruck natürlicher Bestimmungen zu betrachten. – Ein weiteres Charakteristikum der Bildungsforschung hat mit dem französischen Rationalismus und Zentralismus zu tun. Die Schulsoziologie arbeitet hier überwiegend „makrosoziologisch“ auf der Basis der nationalen Schulstatistiken, die die Pariser Verwaltung in unwahrscheinlichen Mengen sammelt und bereitstellt. In diesen nationalen Datensammlungen werden z. B. Schultypen und Verwaltungsebenen – Akademien, Departemente, „bassins de formation“ – unterschieden, nicht aber einzelne Schulen herausgehoben; und sie sind stark an dem orientiert, was man zu bildungsplanerischen Zwecken wissen will – Sitzenbleiberquoten und Notendurchschnitte, Klassengrößen, Fächerwahlen, Schullaufbahnen etc. –, geben aber nichts her für qualitative Fragestellungen zum Beispiel der Lehrer-Schüler-Interaktion, zur „Qualität“ von Schulen oder anderen pädagogischen Themen, zur Sozialisationstheorie oder zur Schulethnographie. Diese Forschungstradition und Datenlage sieht man dem Buch von DURU auch an. Im Positiven: Die landesweiten Übersichten, die sie anbietet, wären unter deutsch-föderalistischen Verhältnissen nicht oder nur mit großem Aufwand zu erhalten, und auch die zahlreichen Querverbindungen zwischen den Variablen „Geschlecht“ und „soziale Schicht“, die sie herstellen kann, um deren relative Bedeutung zu vergleichen, wären unseren Statistiken nicht leicht abzugewinnen. Aber auch in den Einschränkungen: Die Abschnitte, in denen von Lehrer-Schüler-Interaktion, geschlechtsspezifischer Erziehung und Sozialisation, Schulbuch-Inhalten, Medieneinflüssen etc. die Rede ist, basieren überwiegend auf angelsächsischen Untersuchungen, teilweise älteren Datums, weil es dazu keine französischen Studien gibt. Das sind durchweg bekannte Dinge; wir lassen sie im folgenden weg. Alles „makrosoziologisch-Quantitative“ dagegen, über Schulabschlüsse und -laufbahnen, Einfluß der sozialen Herkunft, Leistungsbewertung, Fächerwahl, Berufsausbildung und Arbeitsmarktintegration beruht auf französischen Untersuchungen, zum Teil auf eigenen Untersuchungen der Autorin und ihrer Kollegen am IREDU (Institut de Recherche sur l'Economie de l'Education) in Dijon, ist jüngeren Datums und dürfte für deutsche Leser/innen Neues enthalten. Wir konzentrieren unsere Darstellung auf diese Aspekte des Buches und weisen gelegentlich auf ergänzende Literatur hin. Anders als DURU ordnen wir das Folgende chronologisch an, beginnen mit der Grundschule und enden beim Übergang auf den Arbeitsmarkt (Abschnitte 2–5). Zum Abschluß diskutieren wir in Kürze DURUS Erklärungsansatz der „rationalen Wahl“ (Abschnitt 6).

2. Unterschiedliche Bewertung in der Grundschule

Die Schulexpansion der siebziger Jahre geht in Frankreich ähnlich wie anderswo zu drei Vierteln auf die Verlängerung des Schulbesuchs von Mädchen zurück (S. 27) – insbesondere von Mädchen aus den mittleren und oberen sozialen Schichten (ESTABLET 1987, S. 67). Mädchen bleiben heute durchschnittlich länger im Bildungssystem als Jungen, gehen seltener ohne Schul-

	Männer	Frauen
Niveau I und II (> bac + 2)	7,7	7,6
Niveau III (bac + 2 Jahre)	8,8	14,2
Niveau IV (bac)	10,8	16,9
Niveau V (C.A.P./B.E.P. = Facharbeiter)	32,6	32,5
Niveau V bis (abgebrochene Berufsb.)	8,5	9,0
Niveau VI (ohne Qualifikation, ohne Schulabschluß)	31,6	19,1

Quelle: INSEE, zit. nach DURU 1990, S. 25

abschluß ab und treten deshalb in den achtziger Jahren mit einem durchschnittlich höheren Ausbildungsniveau auf den Arbeitsmarkt (s. Tabelle 1).

Über welche Mechanismen wird dieser Unterschied im einzelnen hergestellt? Schon im ersten Schuljahr bleiben Jungen häufiger sitzen als Mädchen (der Unterschied der Wiederholungsquoten beträgt etwa 3%); und diese kommen eher als Jungen durch die folgende Grundschulzeit, ohne sitzenzubleiben (69% versus 62%). Der Geschlechtsunterschied besteht in allen sozialen Schichten, auch wenn die soziale Herkunft bei weitem die einflußreichste Variable ist: Schüler, die am Anfang des Kalenderjahres geboren sind und aus Familien von leitenden Angestellten und Freiberuflern mit maximal zwei Kindern stammen, scheitern zu 1,1% (Mädchen) resp. 2,3% (Jungen) im ersten Schuljahr, während die schwächsten Schüler aus sozial benachteiligten Milieus bis zu 27,6% (Mädchen) resp. 34,9% (Jungen) schon die erste Klasse wiederholen müssen ... (S. 45; vgl. auch DUTHOIT 1988)³. Über die gesamte Grundschulzeit hält sich ein Vorsprung der Mädchen, der in bevorzugten sozialen Schichten weniger ausgeprägt ist, sich aber auch hier nicht verliert. Ihr Vorsprung unterliegt zahlreichen Einflüssen. Die größten Geschlechtsunterschiede finden sich bei den Kindern aus Bauernfamilien; dagegen schmilzt der Vorsprung der Mädchen, wenn sie in sozial sehr begünstigten oder in kinderreichen Familien aufwachsen oder aus dem Maghreb stammen ... Offene Frage: Warum verändern sich die Geschlechtsunterschiede mit der Familiengröße oder der Nationalität?

In welchem Ausmaß werden geschlechtsspezifische Leistungsunterschiede schon „mitgebracht“, in welchem von der Grundschule selbst produziert? Eine Studie von MINGAT (1983, vgl. DURU 1990, S. 47f.) versucht, das mit Hilfe von Tests am Anfang und am Ende des ersten Schuljahres zu unterscheiden. Danach sieht es so aus, als werde ein leichter Vorsprung in „Rechnen“, den die Mädchen mitbringen, vom ersten Schuljahr nicht berührt, während die Schule den leichten Vorsprung in „Französisch/Lesen“, den die Mädchen ebenfalls mitbringen, nachdrücklich verstärkt. – Am Ende der Grundschulzeit (Ende des 5. Schuljahres) sind die Karten dann so verteilt, wie es international üblich ist (in Frankreich etwas früher als in vergleichbaren Ländern): Die Jungen überflügeln die Mädchen in den Mathematik-Leistungen (um etwa 1/4 Standard-

Abweichung); die Mädchen erzielen dafür um ebensoviel bessere Leistungen in Französisch. – Insgesamt sind jedoch die Geschlechtsunterschiede in den Schulleistungen sehr gering im Vergleich zu Schichtunterschieden, und geringer, wenn man sie mit Hilfe von Noten oder Testergebnissen mißt als wenn man sie mit Hilfe des relativ groben Indikators „Sitzenbleiben“ mißt (S. 50). Bei der Lehrerentscheidung, Kinder nicht zu versetzen, spielen offenbar andere Faktoren als die „reine“ Schulleistung mit eine Rolle.

Diese anderen Faktoren sind wohl ihrerseits geschlechtsspezifisch geprägt. Eine Studie von B. ZAZZO (1982; vgl. DURU 1990, S. 59f.) mißt die Differenzen zwischen Testergebnissen einerseits und Benotung/allgemeinem Lehrerurteil andererseits in den ersten Schuljahren. Weit deutlicher als die soziale Schicht erlaubt hier das Geschlecht, vorherzusagen, ob das Lehrerurteil nach oben oder nach unten von den Testergebnissen abweichen wird: Mädchen werden bei gleichen Testergebnissen besser beurteilt als Jungen. Untersuchungen zur Leistungsbewertung im 5. Schuljahr bestätigen das: Wenn man die Kinder Tests und standardisierte Prüfungen passieren läßt und deren Ergebnisse mit der Lehrerbenotung vergleicht, erhalten die Mädchen, bei gleichem Testergebnis, Prüfungsergebnis, Alter und sozialem Milieu, Noten, die auf der französischen Schulnotenskala von 1–20 durchschnittlich um 0,8 Punkte höher liegen als die der Jungen (DURU/MINGAT 1988; vgl. DURU 1990, S. 60). Entsprechendes ist auch für das 9. Schuljahr wieder nachgewiesen (AUBRET 1986): Die Mädchen, die von den Lehrern als „gut“ beurteilt werden, haben ganz ähnliche Testwerte wie die Jungen, die die Lehrer „durchschnittlich“ nennen ...

3. Selektion im *collège*

Die Geschlechtsunterschiede in der Benotung durch die Lehrer fallen also „zugunsten“ der Mädchen aus – oder ist mildere Beurteilung hier keine Gunst? Vielleicht drückt sie auch geringere Leistungsansprüche an die Mädchen aus, im Sinne von „für ein Mädchen ist das schon sehr gut. Von einem Jungen erwarten wir mehr“? (Aus der amerikanischen Forschung ist bekannt, daß Jungen eher als Mädchen als „under-achiever“ wahrgenommen werden.) Jedenfalls verliert sich ihre Begünstigung an einer entscheidenden Stelle: am Übergang vom 7. zum 8. Schuljahr, wo im französischen „*collège unique*“ (Gesamtschulsystem) die erste definitive Trennung der Schüler in allgemeinbildende und berufsvorbereitende Zweige stattfindet. Auf den ersten Blick sind Mädchen hier zwar weiter „bevorzugt“: Deutlich seltener als Jungen werden sie in die berufsvorbereitenden Zweige aussortiert. 68,3% der Mädchen werden ins allgemeinbildende 8. Schuljahr „orientiert“, gegenüber 61,2% der Jungen (S. 78ff.). Trotzdem ist hier eine Benachteiligung versteckt: Die Mädchen werden nämlich bei gleichen Schulnoten signifikant weniger häufig in das allgemeinbildende 8. Schuljahr versetzt als Jungen. Wenn es nur nach den Noten ginge, müßte ihr Vorsprung noch größer sein, als er faktisch ist. Die günstigere Benotung in der Grundschule setzt sich also nicht in einer günstigeren „Orientierung“ im *collège* fort. Für die sehr schlechten und die sehr guten Schüler greift das nicht; da haben die Lehrer, die über die Orientierung ent-

scheiden, keinen Spielraum. Es betrifft die „mittleren“ und bedeutet, daß Lehrer dazu tendieren, etwas mehr mittelmäßige bis schwächere Schüler den allgemeinbildenden Zweig fortsetzen zu lassen als Schülerinnen vom selben Niveau.

Dennoch bleibt, daß an dieser ersten Abzweigung im französischen System Jungen häufiger als Mädchen in die vorberuflichen Klassen orientiert werden. Mit Blick auf die gesamte Schulkarriere spricht DURU hier von einem „Angebots-Effekt“, der das Schulschicksal von Jungen und Mädchen unterscheidet und schließlich zur höheren Abiturquote von Mädchen führe: Die allgemeinbildenden Schulen bieten Mädchen das Bleiben an; die beruflichen Zweige halten ein vielfältigeres Angebot für Jungen und nur ein eingeschränktes Angebot für Mädchen bereit (S. 27 ff.). Die Lehrer tragen, so die Annahme, in ihrer Orientierungsentscheidung der Tatsache Rechnung, daß die Auswahl an Berufsausbildungen, die auf diesem Niveau zugänglich werden, für Mädchen deutlich kleiner ist als für Jungen. – Die geschlechtsspezifische Auftrennung des Arbeitsmarkts wirkt sich hier schon sehr massiv aus. Es ist praktisch unmöglich, eine Berufsausbildung auf C. A. P.-Niveau (Facharbeiter-Ausbildung) zu finden, in der etwa gleichviel Jungen und Mädchen wären. Photo, Graphik, Glasverarbeitung, die etwa gleichviel von beiden aufnehmen, sind zahlenmäßig marginale Berufsbereiche. Der einzige industrielle Bereich, der Mädchen faktisch offensteht, ist Textilindustrie – über 70% der Mädchen in den „lycées professionnels industriels“ finden sich in diesem Sektor, der zu 97,5% weiblich ist. Die zahlenmäßig stärksten „sections industrielles“ (Mechanik, Elektromechanik, Metallverarbeitung) nehmen nie mehr als 5% Mädchen auf, sind also fast reine Jungenzweige. – Auch im tertiären Sektor sind die auf diesem Niveau zugänglichen Ausbildungsmöglichkeiten stark nach Geschlecht getrennt. In Buchhaltung findet sich zwar noch fast ein Viertel Jungen, in Sekretariat und „santé-paramédical“ (Laborassistentinnen, Arzthelferinnen etc.) aber jeweils 98% und 96% Mädchen. Von 100 Mädchen, die an einem „lycée professionnel“ eine schulische Berufsausbildung (C. A. P. oder B. E. P.) machen, bereiten sich 85 auf einen Beruf im Dienstleistungssektor vor (Büro und Labor vor allem), und wenn auf eine Industriearbeit, dann meist auf Textilverarbeitung. In den sechs meistgewählten Ausbildungen (davon fünf im tertiären Sektor, drei im Büro) konzentrieren sich 84% aller Mädchen in den „lycées professionnels“. VÉRONIQUE NEIERTZ, die Staatssekretärin für die Rechte der Frauen, nennt das die „Frauengleichung: Näherei, Friseursalon, Gesundheitswesen, Sekretariat“ (Le Monde, 11. 9. 1991). – Bei den Jungen in der schulischen Berufsausbildung ist die Konzentration weniger stark: In den sechs meistgewählten Ausbildungen versammeln sich 74% der Jungen, und die Ausbildungen entsprechen einer größeren Palette von anschließenden Beschäftigungsmöglichkeiten (Mechanik, Elektromechanik, Metall, Holzverarbeitung, Verwaltungstechniken, Buchhaltung). Um bei den Jungen die Zahl von 84% zu erreichen, muß man drei weitere Ausbildungen hinzufügen (Lebensmittel, Installation/Klempnerei, Handel).

Die berufsbildenden Zweige, in die Mädchen nach dem siebten Schuljahr vor-orientiert werden können, sind also im Vergleich zu denen der Jungen recht eingeschränkt, und auffällig ist, wie wenig sich die Bereiche für die beiden Geschlechter überschneiden. In bedeutendem Maß nur in der Buchhaltung;

Tabelle 2: Übergänge vom Ausbildungs- ins Beschäftigungssystem nach Abschlüssen, 1989

Niveau I und II	115 400
Niveau III	95 800
Niveau IV	140 600
Niveau V	291 300
Niveau V bis	64 000
Niveau VI	34 300

Quelle: Ministère de l'Education nationale, La lettre TGV No. 68, 9. Sept. 1991

alles andere gehört schon zu „getrennten Welten“. Von „Koedukation“ kann dann im berufsbildenden Bereich kaum mehr die Rede sein. Und die Verhältnisse scheinen hier zu stagnieren. Der Prozentsatz von Mädchen, die sich für traditionell „männliche“ Berufsausbildungen entscheiden, hat sich zwischen 1983 und 1988 fast nicht verändert (S. 31). Zwar finden sich in Mechanik nicht mehr 1,7, sondern 1,9% Mädchen; in Elektronik ist ihr Anteil aber von 4,9% auf 4,6% zurückgegangen, etc. Eine Entwicklung, die hier zwischen 1977 und 1982 beobachtbar war, ist anschließend wieder zum Stillstand gekommen.

Wir sind auf die Ausbildungsmöglichkeiten auf Facharbeiter-Niveau (C. A. P./B. E. P.) etwas näher eingegangen, weil sie die Situation für die große Mehrheit der Jugendlichen charakterisieren. Zwar bleibt nach dem 7. Schuljahr die Mehrheit der Schüler, Jungen und Mädchen, vorläufig im allgemeinbildenden Zweig, aber eine große Minderheit wird schon hier in solche Klassen vorausgelesen, die in die berufliche Bildung münden. (Ein Zurück gibt es dann praktisch nicht mehr.) Zwei Jahre später kommen weitere hinzu, so daß sich hier, nach Abschluß der *collège*-Zeit, der überwiegende Teil der Jugendlichen in schulischen Berufsausbildungen (oder direkt auf dem Arbeitsmarkt) findet, wo er sich in die beschriebenen Strukturen einfügen muß. Etwas später kommt noch die Gruppe derjenigen hinzu, die im *lycée* fortsetzen wollten, aber dort vor einem Abschluß abbrechen. Tabelle 2 zeigt diese Mehrheiten. Von etwa 740 000 Jugendlichen, die 1989 aus dem Bildungssystem auf den Arbeitsmarkt kamen, hatten etwa 390 000 einen Abschluß unterhalb des Abiturniveaus (also C. A. P. oder B. E. P.) oder gar keinen, und etwa 350 000 Abitur oder einen höherwertigen Abschluß.

Das französische Abitur, *baccalauréat*, ist allerdings mit dem deutschen nur teilweise vergleichbar, weil es etwa 50 verschiedene „bacs“ gibt, allgemeine, technologische und berufliche, von denen nur einige ein anschließendes Studium ermöglichen, andere direkt auf den Beruf vorbereiten. Gut zwei Drittel der französischen Abiturienten legen heute ein „*bac général*“ ab, ein gutes Viertel ein „*bac technologique*“, die übrigen ein „*bac professionnel*“. Nicht nur die großen Gruppen, sondern innerhalb dieser auch wieder die einzelnen Abitur-„Serien“ sind extrem verschiedenwertig, was anschließende Studienmöglichkeiten und Berufschancen betrifft, und für unser Thema ist nun zu fragen, wie und nach welchen Kriterien sich Mädchen und Jungen auf diese unterschiedlichen Serien verteilen.

4. Mädchen- und Jungen-Zweige im lycée

Die zweite Selektionsstufe im französischen System liegt also am Ende des 9. Schuljahres und Ende des *collège*. Hier entscheidet sich, ob die Schüler entweder die Schule verlassen, oder sich zu denen gesellen, die schon früher eine schulische Berufsausbildung begonnen haben (sie machen dann das C. A. P. oder B. E. P. in kürzerer Zeit), oder aber für drei Jahre auf das *lycée* gehen, wo sie ein *baccalauréat* vorbereiten können. Auf dieser Stufe gehen ebensoviel Jungen wie Mädchen in die berufliche Bildung ab. Im übrigen scheinen die Mädchen wieder begünstigt: Schulleistungsschwächere Mädchen werden eher als Jungen desselben Niveaus ins 10. Schuljahr übernommen, während Jungen eher als Mädchen die Schule verlassen oder das 9. Schuljahr wiederholen. Die Mädchen gelangen also mit einem durchschnittlich etwas niedrigeren Leistungsniveau in das *lycée*; die Jungen sind stärker ausgelesen.

Begünstigung der Mädchen? Das läßt sich erst sagen, wenn man untersucht hat, in welche der verschiedenwertigen Abiturzweige sie auf dem *lycée* gelangen werden. Der allgemeine Abiturtyp C, Physik-Mathematik, gibt Zugang zu den „Elite“-Ausbildungen an den vorzüglich ausgestatteten „Grandes Ecoles“, hochselektive Ausbildungen, die anschließend den direkten Einstieg in die französische Führungsschicht in Wirtschaft und Verwaltung garantieren. Abiturtyp A, Literatur-Sprachen, gibt Zugang zu den weniger gut ausgestatteten, überfüllten Universitäten, während am anderen Ende das Berufsabitur „Sekretariat“ oder „Labortechnik“ nur formal weitere Studienmöglichkeiten öffnet, praktisch aber direkt in den Beruf mündet. Entscheidend im Hinblick auf Geschlechtsunterschiede ist nun, daß nur wenige Zweige zu gleichen Anteilen von Mädchen und Jungen besucht werden. Auch hier besteht zwar offiziell Koedukation, wie im gesamten französischen System, praktisch kann man aber deutlich „Jungenabitur“ und „Mädchenabitur“ unterscheiden. Im Schuljahr 1987/88 bereiteten 70% aller Mädchen im 12. Schuljahr ein *baccalauréat* A, B oder G (literarisch-sprachlich, wirtschafts- und sozialwissenschaftlich oder Dienstleistungstechniken) vor. Gleichzeitig waren etwa 60% der Jungen in den Zweigen C, D, E oder F versammelt (mathematisch-naturwissenschaftlich oder technisch-industriell). Im literarischen Abitur A beträgt der Mädchenanteil etwa 80%; im prestigereichen Mathematikzweig C etwa 35%. Gymnasiastinnen machen sehr viel häufiger als Gymnasiasten ein Abitur, das sie mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Lehrerinnenausbildung (bac A) oder in die Sozialarbeit (bac B) führt oder direkt zur Sekretärin (bac G1) oder Arzthelferin (bac F 7/8) ausbildet, während Jungen häufiger als Mädchen ein Abitur ablegen, das sie in die mathematisch-naturwissenschaftlichen, technisch-industriellen oder gehobenen administrativen Studiengänge führt. Man kann nun spekulieren, warum Mädchen etwas großzügiger zum *lycée* zugelassen werden als Jungen: Es stehen dort die als weniger anspruchsvoll geltenden Mädchenzweige bereit, die sie aufnehmen. Jungen, die sich überwiegend in den als anspruchsvoller/aussichtsreicher bewerteten Zweigen finden werden, werden eventuell schon im Hinblick darauf etwas stärker ausgelesen. – Während die Abiturquoten im Ganzen weiter kräftig ansteigen, scheint auch hier der Ausgleich geschlechtsspezifischer Differenzen nicht voranzukommen. Ein Ver-

Tabelle 3: Bestandene baccalauréats 1976 und 1986: absolute Zahlen, Mädchen (%) / Abiturtypen				
Serie	Absolv. insges.	% Mädchen	Absolv. insges.	% Mädchen
	1976		1986	
A	45 593	76,4	48 420	81,5
B	21 563	62,1	44 431	61,5
C	32 738	37,0	34 750	34,4
D, D'	46 017	54,1	45 637	51,6
E	3 333	3,6	5 680	5,0
F 1–6, 9, 10 F 7, 7' F 8	19 656	28,4	22 526	4,5
			1 933	66,6
			8 604	98,6
Kunst			587	60,3
G 1 G 2 G 3	} 30 749	77,4	16 521	96,0
			22 180	61,5
			12 219	54,6
Informatik	451	47,9	1 501	33,7
Total	202 100	56,9	264 989	56,8

Quelle: GUICHARD 1990, S. 45

gleich zwischen 1976 und 1986 zeigt, daß sich die geschlechtsspezifischen Bationen in diesem Zeitraum eher verstärken, die Konzentration von Mädchen bzw. Jungen in ihren angestammten Zweigen sich etwas erhöht hat (GUICHARD 1990; vgl. Tabelle 3).

Gelangen die Mädchen eher an ein „Mädchenabitur“, weil sie schwächere Schulleistungen hätten? Das ist nicht so. Verschiedene Untersuchungen zeigen, daß nach dem Ende der *collège*-Zeit und vom Beginn des *lycée* an die Geschlechtsunterschiede der „orientation“, Wahl der Zweige durch die Schüler/innen bzw. Zuordnung durch die Lehrer, nicht mehr in direktem Zusammenhang mit den Schulleistungen stehen (S. 80ff.). Zum Beispiel gelangen Mädchen auch bei gleicher Mathematikleistung und gleicher Gesamtschätzung durch ihre Lehrer seltener als Jungen in den „Elite“-Zweig C. Mädchen, die von ihren Schulleistungen her hier zugelassen werden könnten, wählen „von selbst“ häufiger als Jungen einen der weniger angesehenen Zweige.

Allgemein gesagt wiederholt sich im *lycée* der Befund: Mädchen sind stärker als Jungen in einigen Zweigen konzentriert, und diese sind oft reine, oder überwiegende, „Mädchenzweige“. Ähnliches dann auch auf der nächsten Stufe, dem Eintritt ins Hochschulstudium. Die geschlechtsspezifischen Unter-

schiede der Studienwahl sind, wie gesagt, vom Abiturtypus schon teilweise festgelegt. Aber auch bei gleichem Abiturtyp wählen die Mädchen häufiger als Jungen Kurzstudiengänge und Studien im literarischen und sozialen Bereich und im Gesundheitswesen. Die Studienwahl der Mädchen ist wiederum einförmiger, und sie hängt weniger direkt als die der Jungen mit dem Abiturtyp zusammen. Die Unterschiede sind sehr deutlich. Zum Beispiel wollen unter den C-Abiturienten 23% der Mädchen, aber nur 5% der Jungen Lehrer/in werden; unter den D-Abiturienten (naturwissenschaftlich) wählen 58% der Mädchen gegenüber 36% der Jungen eine Ausbildung im Gesundheitswesen, etc. Auffällig ist, daß Mädchen zwar durchschnittlich etwas bessere Leistungen im Abitur (aller Typen) erzielen, auch seltener beim ersten Anlauf durchfallen als Jungen, daß sie ihre Ergebnisse aber nicht in entsprechend „hohe“ Studienaspirationen übersetzen: Von den C-Abiturientinnen zum Beispiel setzen nur die allerbesten ihren Weg in die „Grandes Ecoles“ fort, während die mit etwas geringerem Abiturnotendurchschnitt andere Studien beginnen; bei den Jungen dagegen versuchen alle, die ein C-Abitur, gleich mit welchem Notendurchschnitt, in der Tasche haben, in eine „Grande Ecole“ zu gelangen. Mädchen zeigen hier eine Art „Risikoscheu“ und auch im übrigen ein Studienverhalten (Abbrüche bei Mißerfolgen, Wahl von Kurzstudien), wie es auch Abiturienten zeigen, die aus Arbeiterfamilien stammen.

Zum relativen Gewicht der Variablen „Schicht“ und „Geschlecht“ ist interessant zu bemerken, daß „Schicht“ innerhalb der Schulzeit das weitaus größere Gewicht hat, während sich das bei der Studienwahl umkehrt: Hier sagt „Geschlecht“ viel deutlicher als „Schicht“ voraus, welcher Typ von Studien unternommen werden wird (S. 82). Das kann auf die Wirkungen der vorhergehenden Selektion zurückgehen, die so stark die soziale Herkunft widerspiegelt, daß diese Variable dann bei dem hoch-ausgelesenen Studentenpublikum nur noch schwach wirkt. Auch wenn wir die Darstellung hier auf Geschlechtsunterschiede konzentriert haben, sollte gesagt werden, daß die Unterschiede in Schulerfolg, Schullaufbahn, Abiturtyp und anschließender Studienwahl/Studienenerfolg zwischen der Tochter eines leitenden Angestellten und der Tochter eines Facharbeiters *sehr* viel größer sind als die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen derselben sozialen Herkunft⁴.

Dieser Befund zeugt seinerseits von einer Entwicklung, die in großen Schritten die Bildungschancen von Mädchen und Jungen angenähert hat: Bei gleicher sozialer Herkunft sind sie heute beeindruckend viel ähnlicher als vor 25 Jahren⁵. Der Einfluß des Geschlechts auf die Ausbildungschancen hat in dieser Zeit ständig abgenommen (während sich der Einfluß der sozialen Herkunft seit den siebziger Jahren verstärkt hat, vgl. PROST 1986). Mädchen aus der begünstigsten Hälfte der Gesellschaft füllen heute die französischen Universitäten⁶. Ihr Anteil an der Studentenschaft liegt hier 1988/89 bei 53,6% (BOURDON 1990), beträgt 71% in den „lettres“, 64% in Pharmazie, 56% in Jura, 48% in Wirtschaftswissenschaften und 46% in Medizin. An den „grandes écoles de commerce“ stellen sie zur Zeit 55%, in den naturwissenschaftlichen Universitätsstudien allerdings nur 34% – der Geschlechtsunterschied der Studienrichtungen bleibt, wie gesagt, sehr deutlich. Tabelle 4 zeigt die Entwicklung der Verteilung der Studentinnen auf die verschiedenen Fakultäten zwischen Mitte der sechziger und Mitte der achtziger Jahre.

Tabelle 4: In welchen Fachbereichen befanden sich Universitätsstudenten und -studentinnen 1966/67 und 1984/85?				
Fachbereiche	1966/67		1984/85	
	M	F	M	F
Recht, Wirtschaftsw.	25,6 %	14,7 %	26,6 %	24,4 %
Naturwiss.	36,1 %	22,2 %	25,8 %	11,8 %
Sprachen, Humanwiss.	20,2 %	50,1 %	19,6 %	40,0 %
Medizin	15,3 %	8,1 %	20,3 %	14,0 %
Pharmazie	2,6 %	4,9 %	3,3 %	4,9 %
Pluridisziplin. Ausb.			4,4 %	5,0 %
Absol. Zahlen	211383	173354	337424	422050

Quelle: GUICHARD 1990, S. 45

Anmerkung: Mädchen mit naturwissenschaftlichen Studienabsichten wählen heute oft Kurzstudiengänge an einem der IUT (Institut Universitaire de Technologie), die seit den 60er Jahren gegründet wurden. Dort beträgt der Mädchenanteil in Biologie 62 %, Chemie 49 %, Informatik 34 % bei steigender Tendenz (BOURDON) 1990 – auch ein „Angebots-Effekt“, der dazu beigetragen haben mag, den Anteil der Naturwissenschaftlerinnen an den Universitätsstudentinnen zu senken.

5. Integration auf dem Arbeitsmarkt

Der Geschlechtsunterschied in der Wahl des Abiturzweiges und der anschließenden Studien wirft die Frage auf, welche Bedeutung traditionelle Geschlechtsrollenmodelle in den Köpfen der Schüler/innen-Student/inn/en und ihrer Familien für die Erklärung der unterschiedlichen Laufbahnen haben. Bei der ersten Selektionsstufe in *collège* spielen die Vorstellungen der Lehrer/innen die entscheidende Rolle, während die Schüler und Familien nach französischer Gepflogenheit hier nicht viel mitzusprechen haben. Bei der Wahl der Zweige im *lycée* werden die Schüler beraten, und auch je nach Notendurchschnitt von den selektiven Zweigen ausgeschlossen, können aber Wünsche äußern. Und beim Übergang an die Hochschulen setzt offenbar eine starke „Selbstselektion“ der Mädchen ein. Die Wirkungen geschlechtsspezifischer Beurteilungsmuster der Lehrer werden im Effekt nach und nach von geschlechtsspezifischem Wahlverhalten der Schüler/innen selbst abgelöst. Kommen hier mit der Bildungsexpansion und Ausdehnung des Schulbesuchs auf neue soziale Schichten traditionelle Rollenmodelle wieder (oder: vorläufig wieder) stärker zum Tragen? – Wenn man mit DURU versucht, die Dinge möglichst „von außen“, von sozialen Chancen und Angebotsstrukturen her zu konstruieren, wären auch hier wieder Angebotseffekte und Organisationseffekte zu bedenken.

Ein Organisationseffekt liegt bekanntlich in der Koedukation selbst (S. 73 ff.). Geschlechtsspezifisch-stereotypes Verhalten von Mädchen scheint in gemischten Klassen ausgeprägter als in getrennten aufzutreten; und offenbar

schreiben sich Mädchen mehr Kompetenzen zu und leisten mehr in naturwissenschaftlichen Fächern, wenn sie reine Mädchenschulen besuchen. Ein weiterer Organisationseffekt liegt im Wahlkurssystem (S. 85f., 117f.) – kurz gesagt: Wenn Lehrer, Schüler/innen und Familien keine Auswahl an Kursen und Zweigen hätten, könnten sie auch keine geschlechtsspezifischen Wahlen treffen. Erst weil es ein „Elite-Abitur“ und ein „Laborantinnen-Abitur“ gibt, können sich Geschlechtsrollenstereotypen daran heften und kann die Schulorganisation selbst diese in geschlechtsspezifisch unterschiedliche Schulkarrieren verwandeln⁷. Schließlich – und das scheint für DURU das Entscheidende zu sein – sind der Arbeitsmarkt für Mädchen und Frauen und ihre absehbare Verpflichtung zur Kinder- und Hausarbeit soziale Strukturen, objektive Zwänge, die die Mädchen vorfinden und denen sie ihre Ausbildungen anpassen. Darin sieht DURU ihr spezifisches Ausbildungsverhalten als relativ rational an.

In der Tat muß man angesichts der geschlechtsspezifischen Unterschiede der Arbeitslosenquoten Mädchen raten, genau das Verhalten fortzusetzen, das sie bisher schon zeigen: solange wie möglich im allgemeinbildenden Schulsystem bleiben und dann eine zweijährige Fachhochschulausbildung machen (S. 123 ff.). Bei gleichem Schulabschluß, zum Beispiel abgeschlossener Berufsausbildung C. A. P. oder B. E. P., lag 1988 die Arbeitslosenquote der 15–24jährigen jungen Männer bei 15%, die der jungen Frauen bei 25%. Auch mit Abitur sind die Unterschiede noch groß (11% vs. 17%). Nur mit einer Fachschulausbildung (Abitur +2) sind Frauen relativ besser geschützt (9% arbeitslose Männer, 7% Frauen). Der Vorteil verliert sich wieder ab Abitur +3 (10% vs. 11%) ... Auch angesichts der Anforderungen in den weiblichen Berufsfeldern des Dienstleistungssektors wirkt das Ausbildungsverhalten der Mädchen ganz realistisch (S. 128 ff.). Hier gibt es tendenziell eine Trennungslinie bei Abitur +2. Frauen mit diesem Niveau werden auf qualifizierte Posten eingestellt und entsprechend bezahlt; alle minder Diplombierten müssen mit einiger Wahrscheinlichkeit als „Unqualifizierte“ arbeiten. – Also Mädchen in Männerberufe? Das wäre gegenwärtig noch eine beinahe „luxuriöse“ Ausbildungsentscheidung, weil die in frauen-untypischen Berufen bzw. im industriellen Sektor ausgebildeten Frauen schwerer Arbeit finden als die in herkömmlichen Frauenberufen bzw. im tertiären Sektor ausgebildeten. Das gilt auch über dem Facharbeiterniveau noch: Frauen mit einer Abitur +2-Ausbildung im industriellen Bereich finden schwerer Arbeit und haben instabilere Arbeitsplätze als Männer mit gleicher Ausbildung und als Frauen, die auf gleichem Niveau in herkömmlichen Frauenberufen ausgebildet sind (S. 131 ff.). – Nach einem B. E. P. Elektronik lag, einer Studie von 1983 zufolge, die Arbeitslosigkeit der Jungen bei 15%, die der Mädchen bei 44% (ähnlich in der Metallverarbeitung). Nach einer Ausbildung in einem Männerberuf ist auch der Berufswechsel besonders häufig: Arbeitslosigkeit und/oder Diskriminierung am Arbeitsplatz führen dazu, daß nach einigen Jahren nur noch gut ein Drittel der betreffenden Frauen (zwischen 56% im Elektrobereich und 24% in den Metallberufen) in ihrem Ausbildungsberuf tätig ist (S. 133). – Die absoluten Zahlen von Frauen in Männerberufen sind allerdings klein, und die zitierten Untersuchungen stammen aus dem Anfang der 80er Jahre. Also ist eine vorsichtige Formulierung angebracht: Bislang ist nicht erwiesen, daß eine Facharbeiter- oder

Techniker-Ausbildung in „Männerberufen“ für eine Frau rentabler wäre als eine konventionelle Berufswahl. Auf dem Niveau der universitären Ausbildungen kann aber, umgekehrt, mit Sicherheit gesagt werden, daß die konventionelle Berufswahl „Lehrerin“ nach Einkommen und Arbeitsplatzsicherheit bis heute bei weitem die rentabelste Entscheidung ist, die eine studierwillige Frau überhaupt treffen kann (JAROUSSE/MINGAT 1989).

6. Zum Erklärungsansatz der „rationalen Wahl“

Im Ganzen entspricht die (Selbst-)Einschränkung der Mädchen auf Ausbildung in wenigen frauenspezifischen Berufsfeldern der Konzentration der Arbeitsplätze, die ihnen später angeboten werden, also recht weitgehend (S. 147f.), und in mancher Hinsicht auch der Familiensituation, die sie wahrscheinlich erleben werden (wir gehen hier auf das Thema „Familie und Arbeit“ nicht mehr ein). Das scheint DURUS Erklärungsansatz, die Theorie der „rationalen Akteure“, zu unterstützen, zumal sie ihn nicht überzieht: Sozialisationsinflüsse werden mit berücksichtigt. Mit den „rationalen Wahlen“, von denen DURU spricht, sind immer relativ rationale gemeint, Kompromisse in dem für Frauen gesetzten Rahmen. Diese Perspektive ist, für mich jedenfalls, ansprechender als reine „Prägungs“- oder „Opfer“-Theorien es wären, die alles geschlechtsspezifische Verhalten via Sozialisation in den Köpfen der Individuen schon festgelegt sehen. Und trotzdem scheint sie mir auch zu kurz gegriffen. Die Wahlen der Mädchen sind ja nur in einigen Hinsichten rational, in anderen aber nicht, und diese zweite Seite, die objektiv „unangepaßtere“, müßte ihrerseits als Abweichung vom Modell der „rationalen Wahl“ erklärt werden. Auch in Frankreich ist die durchschnittliche Frauenarbeitslosigkeit fast doppelt so hoch wie die der Männer (etwa 13% vs. 8%), sind Frauenberufe schlechter bezahlt, sind Frauen unter den Sozialhilfeempfängern in der Mehrheit, sind Frauen nach einer Scheidung oder Verwitwung zu fast 100% auf einen Verdienst angewiesen, sind sie als gelernte Friseurin ab vierzig in der Fabrik (wer hat schon einmal eine alte Frau in einem Friseursalon arbeiten sehen?). Es ist auch nicht „rational“, sich ein/zwei Jahre Studium zu ersparen, um nach einem Kurzstudium dann ein Berufsleben lang ein Drittel weniger zu verdienen als nach einem Vollstudium, etc. – Das Modell der „rationalen Wahl“ unterstellt, erstens, einen gut informierten und kühlen Blick junger Mädchen auf den Frauenarbeitsmarkt und die künftige Doppelrolle und unterstellt, zweitens, eine antizipatorische Anpassungsbereitschaft an die „objektiven Zwänge“, die dort warten. Halten sie sich deshalb schon in der Schule etwa aus den mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereichen fern? Als wüßten oder ahnten sie, daß ihre Anstellungschancen als Sekretärin einmal um einige Prozentpunkte besser sein werden denn als Technikerin, und wären bereit, sich danach zu richten? Entstehen so geschlechtsspezifische „Interessen“? Und wie richten es die Mädchen ein, einige Informationen zur Frauenarbeit zu berücksichtigen und andere, ebenso wichtige, auszublenden? Nicht nur die „rationale“ Seite ihres Verhaltens gälte es zu erklären, sondern auch die zweite, im Sinne ökonomischer Rationalität „irrationale“ Seite ihrer Wahlen. Welche Vorstellungen

machen sich Mädchen und Jungen von sich selbst, ihrem Beruf, ihrer Zukunft? Wieviel davon ist „rational“ kalkuliert?

Historisch betrachtet ist es sicher richtig, daß Schulzeit und weitere Ausbildung heute anders als in irgendeiner vorhergehenden Periode auch für Mädchen unter den Imperativen des Arbeitsmarkts stehen. LELIEVRE/LELIEVRE (1991) zeigen in ihrer Übersicht, wie sich der deklarierte Zweck der Mädchenbildung in Frankreich von der Integration der Frauen ins religiöse System unter dem Ancien Régime zur Integration ins politische System im 19. Jahrhundert und der ganzen III. Republik verschoben hat – es ging dann um die politische Bildung der angehenden Bürgerinnen und Mütter –, und wie seit den 50er Jahren unseres Jahrhunderts der Zweck ihrer Integration in den Arbeitsmarkt zunehmend dominiert. Beispiele für die Dominanz der Arbeitsmarktperspektive finden sich heute überall. Die Bildungskommission der Regierungspartei, die jüngst die Ziele der französischen Bildungspolitik neu formuliert hat, nennt als Priorität und erstes Ziel „faire de l'éducation un passeport pour l'emploi“ (Le Monde, 26.9.1991). Auch ein großer Teil der Bildungssoziologie spiegelt den Vorrang der Arbeitsmarktperspektive und beschäftigt sich mit der Frage der individuellen und gesellschaftlichen „Rentabilität“ von Schule (vgl. z. B. ESTABLET 1987). Und es scheint, als färbe die Zentrierung der öffentlichen Diskussion über Sinn und Zweck von Schule auf Berufsvorbereitung und künftige Arbeitsmarktintegration auch auf die Schüler/innen ab. In einer neueren Untersuchung nannten über 40% der französischen Schüler/innen (der allgemeinbildenden Zweige) als Hauptaufgabe, Zweck der Schule die Berufsvorbereitung (CZERWENKA u. a. 1990, S. 342ff.) – fast doppelt so häufig wie amerikanische Schüler (22%) und noch sehr viel häufiger als deutsche (26%). „Französische Schülerinnen und Schüler betrachten ihre Schule utilitaristisch, sozusagen unter Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten“, folgern die Autoren (ebd.). Heißt das, daß sie auch die Wahl der Schulzweige und Berufsausbildungen „utilitaristisch“ und kalkuliert angehen? Basieren Berufswahlen von Mädchen auf individuellen Rentabilitätsabwägungen, Kosten-Nutzen-Rechnungen?

Ich denke, daß das mitspielt, daß es aber für Schülerinnen und Schüler gleichermaßen gilt und darum nicht ausreichend erklärt, wie geschlechtsspezifische Unterschiede zustande kommen. Kosten-Nutzen-Erwägungen, darunter auch Antizipation von Familienpflichten, spielen vermutlich eine Rolle, und vielleicht in Frankreich mehr als anderwärts, aber man muß wohl auch Traditionen im Selbstbild von Frauen, in der „Identität“, wenn man so will, mit berücksichtigen. Die massive Integration in den Arbeitsmarkt ist für Mittelschichtfrauen ein historisch junges Phänomen, und es wäre eher erstaunlich, wenn ihnen die Berufswahl heute schon genau dasselbe bedeuten würde wie Männern. DURUS Argumentation lautet, verkürzt gesagt, Mädchen und Jungen folgten genau der gleichen Rationalität, der gleichen Rechenhaftigkeit, aber da die (künftigen) Bedingungen für Mädchen andere seien, sei das Ergebnis der Rechnung ein anderes. Das heißt, es existieren keine für die Ausbildungswahl relevanten Geschlechtsunterschiede in „Identität“, „Interessen“ oder „Motiven“ mehr, sondern nur noch in den äußeren Bedingungen. Ich vermute, das ist der Geschichte vorgegriffen. Sozial- und entwicklungspsychologische Untersuchungen, wie z. B. die der GILLIGAN-Schule zur „weiblichen Moral“, legen

nahe, anzunehmen, daß die Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher „Rationalität“ und Weltsicht heute noch erheblich sind. Ob das auch auf die Berufswahl zutrifft, ob hier Jungen und Mädchen nach der gleichen Rationalität oder nach verschiedenen vorgehen, wäre zu untersuchen. – Auch ein sozial- und entwicklungspsychologisch differenzierterer Ansatz kann allerdings die soziologische Grundidee nicht wieder aufgeben, die DURU ins Zentrum stellt: Berufswahlen finden in einem gesellschaftlich gegebenen Rahmen statt. „Angebote“, Chancen, soziale Strukturen sind vor den Individuen da.

Anmerkungen

- 1 Forschungsbeiträge über „Mädchen und Schule“ für ein spezialisiertes Publikum finden sich häufiger in der beim INETOP (41, rue Gay Lussac, 75005 Paris) herausgegebenen Zeitschrift „Orientation scolaire et professionnelle“, deren Nummer 3/1991 insgesamt der Schullaufbahn von Mädchen gewidmet ist. (Sie lag mir beim Schreiben noch nicht vor.) – Auch die beim INRP (29, rue d’Ulm, 75230 Paris Cedex 05) herausgegebene Zeitschrift „Revue française de pédagogie“ enthält etwa einmal im Jahr einen Beitrag über geschlechtsspezifische Schulthemen – zuletzt GUICHARD (1990). – Die Juli-Nummer 1990 der Publikumszeitschrift „Le Monde de l’Education“ (Bestellung: 1, place Hubert-Beuve-Méry, 94852 Ivry-sur-Seine, Cedex) enthält einen Thementeil „Filles – la fausse réussite scolaire“ (BÉDARIDA/HELFTER 1990), dessen Artikel verschiedene Aspekte des hier vorgestellten Buches von M. DURU journalistisch aufbereiten. – Das „Frauenministerium“ (Secrétariat d’Etat chargé des droits des femmes, 31, rue Lepelletier, 75009 Paris) hat jüngst eine Pressemappe herausgegeben, die viel (uninterpretiertes) Zahlenmaterial zu Schul- und Berufsabschlüssen von Mädchen enthält (BOURDON 1990). Der Forschungsset dieses Staatssekretariats ist bescheiden und gegenwärtig mit einem Beitrag an ein Handlungsforschungsprojekt (eine Aktion an vier Schulen, wo Mädchen für naturwissenschaftlich-technische Ausbildungen gewonnen werden sollen, vgl. AEBISCHER 1991) praktisch erschöpft. – Aktuelle allgemeine Zahlen über Frauen in Frankreich finden sich schließlich in einem neuen Zahlenband des nationalen Statistikinstituts INSEE (18, bd. Adolphe Pinard, 75014 Paris), der auf 184 Seiten über Ausbildung, Berufstätigkeit, Einkommen, Meinungen, Freizeitpräferenzen, Gesundheitszustand, Rente, Lebenserwartung und anderes Auskunft gibt (INSEE 1991).
- 2 Frauenforschung ist in den französischen Sozial- und Erziehungswissenschaften nicht eigens institutionalisiert. Es gibt in diesem Bereich keinen Lehrstuhl für Frauenforschung, keinen „Frauenswerpunkt“ beim CNRS, auch keine dem Hannoveraner „Institut Frau und Gesellschaft“ vergleichbare Einrichtung.
- 3 Es gibt hier keine Zurückstellung wegen „mangelnder Schulreife“. Alle 6jährigen werden von der „maternelle“ in die Grundschule übernommen, wo unsinnig viele von ihnen schon das erste Schuljahr wiederholen müssen, in den 80er Jahren durchweg gut 10%, heute etwa 8%. Eine dieses Schuljahr einsetzende Reform soll unter anderem das Sitzenbleiben in der Grundschule möglichst weitgehend abschaffen.
- 4 Unter den 1980 in die erste Klasse des *collège* eingetretenen Schüler machten die Kinder von leitenden Angestellten/Freiberuflern zu 65,1% das baccalauréat, die Kinder von Facharbeitern zu 20,8%. Die „höheren Töchter“ zu 70,8%, die „höheren Söhne“ zu 59,8%, die Mädchen aus Facharbeiterfamilien zu 24,9% und die Jungen aus Facharbeiterfamilien zu 16,5% (ohne „baccalauréat professionnel“, das erst 1985 geschaffen wurde und nur 2% der Abiturienten von 1986 stellt). Ministère de l’Education nationale, Panel 1980.

- 5 Auf solche längerfristigen Entwicklungen geht DURUS Buch nicht ein. Siehe dazu LELIEVRE/LELIEVRE (1991), die auch die Entwicklung von den sechziger Jahren bis heute einbeziehen.
- 6 Der Anteil der Arbeiterkinder an den Universitätsstudenten betrug 1989 12,6% – 11,8% bei den Studenten, 13,2% bei den Studentinnen. Die Wahrscheinlichkeit, an eine Universität zu kommen, ist für einen Jugendlichen, dessen Vater leitender Angestellter ist, etwa siebenmal höher als für einen Jugendlichen aus einer Arbeiterfamilie (LELIEVRE/LELIEVRE 1991, S. 224).
- 7 In der Bildungsexpansion der siebziger Jahre haben sich viele angesehene *lycées généraux* eine G-Serie „Büroausbildungen“ zugelegt. Die Absicht mag gewesen sein, einem neuen Schülerpublikum mit einem berufsbezogenen Abiturangebot entgegenzukommen; ein Motiv bei der Wahl von G mögen die geringen Einrichtungskosten – keine teuren Maschinen oder Labors – gewesen sein. Die Folge ist jedoch, daß Mädchen, die den Eintritt in ein „gutes lycée“ geschafft haben, dort sehr viel stärker als Jungen mit gleichem Leistungsniveau riskieren, sich in einer Sekretariatsausbildung wiederzufinden. Das Risiko ist für Mädchen aus Arbeiterfamilien am größten. Ihre Brüder sind mit einiger Wahrscheinlichkeit schon im *collège* in die beruflichen Zweige orientiert worden; für die Mädchen findet auf dem *lycée général* eine „nachholende soziale Selektion“ statt.

Literatur

- AEBISCHER, V.: Les processus de construction identitaire chez les filles. In: L'orientation scolaire et professionnelle 20 (1991), No. 3 (im Druck).
- AUBRET, F.: Filles et garçons en 3ième et après? Les étapes d'une orientation sélective. In: L'Orientation scolaire et professionnelle 15 (1986), No. 3, S. 183–202.
- BÉDARIDA, C./HELFTER, C.: Filles: la fausse réussite scolaire. In: Le Monde de l'Education No. 173 (Juli 1990), S. 18–36.
- BOURDON, N.: Indicateurs statistiques relatifs à la formation des filles. In: Droits des femmes. La lettre de Michèle André No. 13 (März 1990), S. 6–7.
- CZERWENKA, K. u. a.: Schülerurteile über die Schule. Bericht über eine internationale Untersuchung. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 11, Pädagogik; Bd. 419). Frankfurt a. M.: Peter Lang 1990.
- DELHOMME, D./GAULT, N./GONTHIER, J.: Les Premières Institutrices laïques. Paris: Mercure de France 1980.
- DURU-BELLAT, M.: L'école des filles. Quelle formation pour quels rôles sociaux? Paris: L'Harmattan 1990.
- DURU, M./MINGAT, A.: Le déroulement de la scolarité au collège: le contexte fait des différences. In: Revue française de sociologie 29 (1988), S. 649–666.
- DUTHOIT, M.: L'enfant et l'école. In: Education et Formations 16 (1988), S. 3–13.
- ESTABLET, R.: L'École est-elle rentable? Paris: Presses Universitaires de France 1987.
- GUICHARD, J.: Le système éducatif français et l'orientation des lycéennes et des étudiantes. In: Revue française de pédagogie No. 91 (1990), S. 37–46.
- INSEE (Hrsg.): Les Femmes. (Contours et caractères.) Paris: INSEE 1991.
- JAROUSSE, J. P./MINGAT, A.: Les enseignants sont-ils réellement sous-payés? In: Savoir-éducation-formation 1 (1989), S. 281–288.
- LELIEVRE, F./LELIEVRE, C.: Histoire de la scolarisation des filles. (Repères pédagogiques.) Paris: Nathan 1991.
- MARTIN-FUGIER, A.: La Bourgeoise. Paris: Grasset 1983.

- MAYEUR, F.: L'enseignement secondaire des jeunes filles sous la Troisième République. Paris: Presses de la Fondation nationale des sciences politiques 1977.
- MAYEUR, F.: L'Éducation des filles en France au XIXe. Paris: Hachette 1979.
- MINGAT, A.: Evaluation analytique d'une action de Z.E.P. In: Cahier de l'IREDU No. 37. Dijon: IREDU 1983.
- Ministère de l'éducation nationale: La lettre TGV No. 68, 9. Sept. 1991.
- MOSCONI, N.: La mixité dans l'enseignement secondaire: un faux-semblant? (Pédagogie d'aujourd'hui). Paris: Presses universitaires de France 1989.
- PROST, A.: L'enseignement s'est-il démocratisé? Paris: Presses universitaires de France 1986.
- SONNET, M.: L'Éducation des filles aux temps des Lumières. Paris: Les Editions du Cerf 1987.
- VIALA, R.: L'Enseignement secondaire des jeunes filles, 1880–1940, par ceux l'ont créé et celles qui l'ont fait vivre. Sèvres: CIEP 1987.
- ZAZZO, B.: Les conduites adaptives en milieu scolaire: intérêt de la comparaison entre les garçons et les filles. In: *Enfance* (1982), H. 5, S. 267–282.

Abstract

French educational sociologists are mainly interested in "class", not in gender. Nevertheless, during the past two decades, an impressive amount of statistical information on gender-related differences in both scholastic achievement and vocational training has been accumulated. The author summarizes a recent French book on "girls at school" ("L'école des filles" by MARIE DURU), presents a few other studies on the topic, and discusses the idea of "girls as rational actors" underlying DURU's approach.